...ndmarkt
...liefert
...ntage
...nsonst

...ne
...2088
...en
...rde

...13
...links)

...m
...föbel

...sel
...sen

...au
...erei

...chner
...igste

...nl
...de
...ilätterand

...gen
...d sicher

...ikum

...ttler

...293
...eilzhlg.

...Zeitungen
68 Pfg
...ogerien

...d. der Post

Deutsche Edelbälge

Von Wilhelm Hochgreve

Wir stehen in der hohen Zeit des Raubwildfanges und der Raubwildjagd. Die Mode brachte in den letzten zehn Jahren für die deutschen Edelbälge gewaltige Preissteigerungen, die dazu angetan sind, Interesse an unserem Rauhwilde auch in weniger naturnahen Kreisen zu erregen.

Dem Marder ist als dem edelsten deutschen Pelzträger der Vortritt zu lassen. Den Baum- oder Edelmarder kennzeichnet ein gelber, sicherer aber noch ein abgerundeter Kehlfleck, während die Kehle des Stein- oder Hausmarders gewöhnlich weiß ist. Am sichersten kennzeichnet den Steinmarder aber die über die Vorderläufe auslaufende Form seines Kehlfleckes.

Die Heimat der erstgenannten Art ist der Wald, die andere haust in altem Gemäuer, Steinhaufen, Scheunen, Brückendurchlässen und Röhrenleitungen, meist in der Nähe menschlicher Wohnstätten. Damit sei aber nicht gesagt, daß der Hausmarder die Menschen liebt, im Gegenteil: Er hat ihre Gefährlichkeit besser erkannt als der mit Vorliebe in einsamen, ausgedehnten Bergwäldern in hohlen Bäumen und Eichhornkobeln tagsüber sich bergende Edelmarder.

Nachts und am frühen Morgen klettern und schleichen sie nach Beute; schlafende Vögel, Eier und Jungvögel, auch schwächeres Wild, in der Not selbst Rehkitze, vornehmlich aber Eichhörnchen, fallen dem Waldmarder zum Raube, während der Steinmarder alles jagt, was ihm in Mauerwerk, Scheune und Stall sowie in der Ackerfurche und in Feldbüschen und Feldgehölzen begegnet — soweit er es bewältigen kann. Beide nehmen auch Mäuse und trockenes Obst, und der Steinmarder verschmäht einen Fasan oder Hasen, den er überrascht, ebenso wenig wie sein Vetter im Walde. Wieviele Vögel und Vogeleier, Eichhörnchen, Haar- und Federwild, auch Hausgeflügel mag es gekostet haben, um den so begehrten Balg gedeihen zu lassen! Wieviele Eier hätte die Bäuerin mehr sammeln können, wenn nicht Weißkehlchen im Hühnerstall und in der Scheune gehaust hätte!

In vielen Gegenden Deutschlands ist der Baummarder schon seit Jahren verschwunden. Sein begehrter Balg und die moderne Forstwirtschaft, die hohle Bäume nicht duldet, haben dort zu seiner Ausrottung oder Verdrängung geführt. Und der Steinmarder, der immerhin noch öfter vorkommt als jener, verrät sich infolge seines Aufenthaltes in der Nähe des Menschen leicht, lenkt die Verfolgung eher auf sich, so daß er ebenfalls eine Seltenheit bedeutet. In weiten ruhigen Wäldern aber mit altem Eichenbestande und tiefen Dickungen ist der Baummarder noch anzutreffen, und öfter noch läßt sich in alten Scheunen und auf Stallböden von Einzelgehöften der Steinmarder spüren. Die bei Jägern beliebteste Baummarderfalle ist der Marderschlagbaum, den man im Hochwalde, im Stangenort oder in der Dickung, jedenfalls dort, wo man Eelbkehlchen einmal gespürt hat, etwa anderthalb Meter über dem Erdboden zwischen drei Stämmen anbringt. Den besten Köder bildet seine Lieblingsspeise, das Eichhörnchen. Auch in sogenannten Knüppel-, Würg- und Kastenfallen sowie in Schlageisen läßt der Edelmarder sich fangen. Mit der Schußwaffe ist den Mardern seltener beizukommen, da sie als Nachttiere dem Jäger bei Schußlicht nicht oft vor Augen kommen. Es kann aber glücken, daß der einer Baummarderspur im Neuschnee nachgehende Jäger den Gesuchten über dem Ende der Spur vom Aste, auf dem er sich sonnt, herunterholt. Oder Gelbkehlchen springt einmal in mondheller Nacht auf die Töne der Hasenquäke, die dem Fuchs galten. Auch der Steinmarder kommt zuweilen vors Rohr, indem er aus seinem Versteck herausgelärmt wird. Wegen seiner Seltenheit ist der Edelmarder fast im ganzen Reiche streng geschützt. Wo er noch „frei" ist, sollte man ihn nicht verfolgen, sonst gilt er bald als ausgerottet.

An Pelzwerk steht heute der Fischotter etwa in der Mitte zwischen den beiden Mardern. Vor dem Kriege war für seine Ausrottung in vielen Gebieten weniger die Nachfrage nach dem guten Balg als seine Schädlichkeit gegenüber der Teichwirtschaft ausschlaggebend. Hierzu kommt noch die neuzeitliche Fluß- und Uferregulierung und die Verpestung vieler Gewässer durch Fabrikabflüsse, die den Fischen und damit auch ihm das Dasein unmöglich machten. Die hohe Summe, die heute für seinen Balg gezahlt wird, verlängert die Reihe seiner Feinde. Sein Balg ist infolge seines Wasserdaseins im Sommer fast so gut wie im Winter. Der Fischotter kann durch für diesen Zweck geschulte, rauhhaarige und daher auch im Winter wasserfeste Otterhunde aus seinen Uferverstecken vor die Flinte gebracht werden. Statt der Flinte kam früher auch die „Ottergabel" in Anwendung. Sie ist heute wie die „Saufeder" fast in Vergessenheit geraten. Dem Otter lauert der Jäger auch durch Ansitz bei Mond und Schnee auf an Teich-, See-, Fluß- und Bachufern. Am bequemsten und sichersten ist aber auch bei ihm der Fang mittels des an seinem durch Fischgräten und Losung erkenntlichen Ausstiege am Ufer ausgelegten Eisens. Es muß so weitläufig angekettet werden, daß er gefangen mit ihm ins Wasser stürzt, wo er dann schnell verendet.

Die Preise für die Bälge ausgewachsener Iltisse schwankten früher zwischen drei und sechs Mark. Für ein großes Wiesel, das gegen Mitte November den braunen Balg mit dem weißen vertauscht und nun auch Hermelin heißt, erzielte man vor dem Kriege kaum eine Mark, heute „Baluta". Das kleine Wiesel dagegen, das sich nicht verfärbt, ist als Pelztier bedeutungslos. Der Iltis und beide Wieselarten hausen ähnlich. Reisighaufen, Röhren, Brücken, Steinhaufen, Scheunen, auch Kaninchen-, Hamster- und verlassene Fuchsbaue sind ihre Schlupfwinkel. Mäuse, Vögel, Kerbtiere, Geflügel, Jungwild und selbst Kaninchen und Hasen bilden ihren Raub. Der Iltis hat außerdem besondere Vorliebe für Frösche.

Vor die Flinte des Jägers kommen die Wiesel, die auch am Tage rauben, öfter, der Iltis dagegen seltener. Iltis und Wiesel lassen sich verhältnismäßig leicht fangen, denn sie sind weniger vorsichtig, als der Baummarder oder gar der Steinmarder. Trotzdem sind sie noch häufig vertreten.

Die meisten der erbeuteten Füchse werden gefangen, obwohl der Jäger auf sie auch oft zu Schuß kommt beim Ansitz am Bau, auf Treibjagden, beim Ansitz in heller Winternacht mit der Hasenquäke, die das Angstgeschrei des in Not befindlichen Lampe nachahmt und den Roten heranlockt, und am Luderplatz. Der Luderplatz ist bereits im Hochsommer angelegt. Ein eingegangenes Stück Vieh oder Wild wird auf dem Felde, nicht weit vom Walde, oder auf einer großen Blöße im Walde halb eingegraben, und etwa 35 Schritt davon entfernt wird eine möglichst unauffällige Erdhütte gebaut, in welcher der Jäger dem das Luder annehmenden Fuchs auflauert. Diese Jagdart verlangt Ausdauer und Wetterfestigkeit. Schuß aber geht über Fang. Wo Füchse überhandnehmen, sieht man von der Gewinnung des Pelzes oft ganz ab, indem man die Füchse im Frühjahr, auch Sommer, ausgräbt, wobei eine Familie von sieben bis zwölf Köpfen auf einen Schlag vernichtet werden kann.

Durch Graben rückt man auch gewöhnlich dem Dachs zu Leibe, denn der Ansitz bei Mondschein am Bau dieses vorsichtigen und scheuen Nachtwandlers bringt nur selten Erfolg. Die Schwarte des Dachses hatte früher 3 Mark Wert. Ihretwegen wurde er dann auch vor dem Kriege weniger verfolgt als um seines Fettes willen. Das ging soweit, daß man, sein Aussterben befürchtend, ihm acht Monate vom Jahre Schonzeit bewilligte. Das Fett des im erwachsenen Zustande rund dreißigpfündigen Burschen erfreute sich in der Zeit allgemeiner Fettnot naturgemäß ganz besonderer Beliebtheit. Es dient zu medizinischen Salben, liefert vor allem aber mit Wachs durchsetzt eine ganz vorzügliche Schuhschmiere. Auch sein „Kern" (Fleisch) wird von manchen verwertet. Es soll, nachdem es drei Tage in fließendem Quellwasser gelegen, dem Schweinefleisch ähnlich schmecken.

Die Wildkatze ist allgemein so selten geworden, daß sie als Pelztier gar nicht mehr in Betracht kommt. Wo sie noch erlegt wird — in ausgedehnten, zerklüfteten Waldgebirgen, wie Harz und Eifel —, behält sie der Erbeuter „ausgestopft" als wertvolles Andenken. Sie ist heute überall im Reiche geschützt.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 100 | **26. November 1932** | **6. Jahrgang**

Ein Schuss fiel ---

Roman von Hermann Hilgendorff

Copyright by Carl Druckner Verlag, Berlin W. 62

16. Fortsetzung

Er benutzt die tausend Chikanen des Luxus und der Eleganz, wie etwas Selbstverständliches . . ., er staunt nicht über die tausend Spielereien des Reichtums . . . . er kennt sie, er benutzt sie, aber . . . sie lassen ihn kalt.

Er hatte einen allzu tiefen Blick in die andere Seite des Lebens getan . . . Einen Blick, den er nie vergessen würde . . .

Er wirft sich eben lässig in den niedrigen, breiten Fauteuil, der vor dem eleganten Kamin steht . . ., er drückt auf einen Knopf . . . rötlich flackern die künstlichen Flammen auf . . .

Alles Licht hatte er ausgeschaltet.

Rauchte mit tiefen Zügen eine schwere Henry Clay, in dem Riesenspiegel über dem Kamin sah er seinen Schatten. Schwer, überlebendgroß, gewaltig hockt er da oben, und Wilhelm Schrötter dachte: So hängt mein Schicksal über mir . . .

Ein tolles . . . irrsinniges Schicksal . . .

Ich hätte Matrose bleiben sollen . . . denkt er, man wird mich erkennen, ergreifen, es wird einen ungeheuren Skandal geben . . .

Er stöhnte . . .

Wäre nur nicht jener Tote, der damals im Zimmer des Grafen Kobeling zurückblieb . . . Schrötter hebt unwillkürlich den Arm, wie in jäher Abwehr, in die Höhe . . .

Da aber reckt sich sein Schatten mächtig auf . . . er sieht, als schwänge der Schatten ein mächtiges Richtschwert, dieser Schattenmann, der sein Richter ist . . . Schrötter erschauert . . .

Er sprang auf . . . raste ein paar mal durch den Raum . . .

Gießt sich mit nervösen Händen zwei Glas Nenesy in das hohe, herrlich geschliffene Kristallglas.

Die rote Glut im Kamin ließ es rot aufflunkeln.

„Wie Blut", dachte Wilhelm Schrötter und schleuderte es zu Boden, daß es klirrend zersprang . . . .

„Ich sollte fliehen . . . diese ganze verrückte Erbschaft zum Teufel gehen lassen . . ., was geht sie mich an . . . Sie ist mein Unglück . . ., auf hundert Photographien prange ich . . . wie bald wird man wissen, wer ich bin . . . wie bald . . . .? Vielleicht schon heute . . . vielleicht morgen . . . . oder übermorgen . . . ganz gewiß . . . Ich werde morgen an Land gehen . . . . den ganzen Plunder im Stich lassen . . . Verschwinden . . . Ein neues Leben aufbauen . . .

Schrötter reckte sich drohend gegen die Schattengestalt im Spiegel, er drohte mit den Fäusten zu ihr auf . . .

„Du zerschlugst mein altes Leben . . . Du . . . du . . . du . . . bist mir ein neues Schuldig . . . Schicksal du . . ."

Aber was ist das?

Narrte ihn ein Spuk?

Aeffte ihn ein Traum?

Die Schattengestalt verblaßte . . . verlöscht . . . . und eine Frau kommt ihm langsam entgegen . . .

Die Frau . . .

Jene Frau . . .

Die Frau seiner Träume . . .

Violet! . . . . .!

Und jetzt sah er plötzlich klar . . . ganz klar . . . .

Rief dieser Gestalt zu . . . .

„Du bist es . . . dich liebe ich mehr als das Leben . . . und darum muß ich dieses Spiel zu Ende spielen . . . muß . . . muß . . . muß . . . und wenn es mein Tod ist . . . ich liebe dich . . . ich liebe dich . . .

Wie ein plötzlicher Paroxismus ist es plötzlich über ihn gekommen . . . . seine Schultern zuckten . . . er, der mächtige, kraftvolle Mann, dessen eiserne Fäuste den Mexikaner Alvarez zu Boden warfen . . . dieser Mann . . . weint . . . weint . . . .

Nur ein . . . zwei . . . Tränen . . . aber sie sind da . . .

Aber er fährt plötzlich zusammen . . .

Ging da nicht die Türe seiner Kabine?

Er wandte sich um . . .

Schaltete Licht ein . . .

Hell, blendend, alles aus dem Zauber der rötlichen Glut reißend, fließt es aus dem opalenen Ampeln hernieder . . . .

Das Zimmer war leer . . .

Im Spiegel war nur die elegante Gestalt eines Gentleman zu sehen, der nachlässig seine Zigarre in der Hand hielt und dessen Gesicht ein wenig blaß war . . . er selbst . . .

Aber was war das . . . .

Auf dem Tisch stand eine Kassette . . .

Die Geldkassette des Lord Duncan. . . .

Wie kam sie dahin . . .

Schrötter wußte genau, er hatte sie bei Lady Violet gelassen.

Noch vor Minuten war dieser Platz auf dem Tisch leer gewesen.

Ein leichtes Zittern überrieselte plötzlich Schrötter . . .

Ah, die Gestalt im Spiegel . . . sie war kein Phantom . . . nicht die Gestalt seiner erregten Nerven . . . es war wirklich Violet gewesen . . . sie hatte wahrscheinlich geklopft, und er hatte es in seiner Erregung nicht gehört . . ., dann war sie eingetreten . . .

Und . . . hatte seine wilden heißen Reden gehört . . .?

Einen Augenblick will ihn Scham erfüllen . . . aber Trotz wallt darauf gleich in ihm auf . . . seine Augen beginnen sich mit einem tiefen Glanz zu erfüllen . . . die Lippen pressen sich zusammen, hart springen seine Kinnmuskeln auf . . .

Mag es auch sein . . .! Soll sie nur wissen . . . ich werde kämpfen um sie . . . und wenn ich verliere . . . mag der Einsatz mein Leben gewesen sein . . .“

Und in diesem Moment fiel ihm ein Mann ein, der in London wohnte . . . ein Mann, der nur John Smith hieß . . . aber ein kluger Detektiv und ein prächtiger Mensch ist.

Er wird mir in diesem Kampf helfen . . . und ich hoffe ihn zu gewinnen . . ., wenn nicht . . ., nun das Leben wurde um nichtigere Dinge eingesetzt, als um die Liebe . . !

*

Durch ein Telephongespräch mit dem Butler von Port Castle hatte Violet erfahren, daß ihr Vater und Bruder nach London gefahren waren . . .

Ins Palais Duncan . . . . !

Palais Duncan . . . fast ein Schloß . . . Ein gewaltiger Bau, noch aus der Zeit der Königin Elisabeth . . . Er besaß riesige Prunksäle, gewaltige Portale, geheime und besondere Gänge . . ., war erfüllt von der ganzen Mystik der damaligen Zeit . . . .

Lord Duncan hatte es nie benutzt . . . .

Fast ein Heiligtum war ihm dies Besitztum, durch dessen Räume noch der Geist einer gewaltigen Zeit irrlichterte . . . . gewesen . . .

Auch Violett war es ähnlich ergangen.

Sie hatte das Gefühl durch eine Kirche zu gehen, wenn sie die Hallen von Schloß Duncan durchschritt.

Ja, gewiß . . . dort spürte sie noch den Atem jener Ritter und Edelfrauen, die sichtbar nur mehr in den dunklen, geschwärzten Bildern der Ahnengalerie lebten. Aber unsichtbar spürte man ihren Atem, ihren Schritt . . . ihren Haß und ihre Liebe . . . noch heute in den Räumen.

Auch Violet waren die Räume, in denen der Geist ihrer Vorfahren noch lebendig gewesen . . . heilig . . .

Sie war daher sehr erstaunt, ja fast ein wenig bestürzt, als sie gehört hatte, daß ihr Vater und Bruder jetzt im Palais Duncan ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Ein blitzschneller Gedanke durchdrang sie . . .

Die beiden wußten noch nicht, wer der Erbe war . . .

Sie hatte es ihnen noch nicht mitgeteilt, wollte selbst diese schwere Pflicht auf sich nehmen. Wollte sie anflehen, dies neue Unglück würdig zu ertragen. Beide waren nur benachrichtigt, daß der Onkel tot war. Daß seine sterblichen Ueberreste nach Port Castle überführt würden zur Bestattung im Erbbegräbnis . . .

Aber darum hatte sie angenommen, daß die beiden in Port Castle die Ueberreste erwarten würden . . ., sie fuhr sofort nach dieser Auskunft zum Palais Duncan . . . Es war schon dunkel, als ihr Auto vor dem Palais Duncan hielt.

Ah, hatte man sie erwartet?

Ein reich galonierter Diener stürzte auf den Schlag des Wagens zu und riß ihn auf. Zu ihrem weiteren Erstaunen sah sie, wie ein zweiter Diener den Chauffeur entlohnte, sie kannte beide nicht, es waren fremde und neue Gesichter . . . Plötzlich spürte sie eine schwere Beklemmung auf ihrer Brust, sie ahnte neues Unheil . . . ihr Herz begann zu springen . . . leichter Schwindel hielt sie gefangen.

„Bitte, meine Dame . . .! Hier! . . .“, sagte der Diener und schritt voraus. Der Diener war höflich . . . aber . . . er war zu höflich . . . Es war nicht der tiefe und wohlerzogene Respekt des englischen Dieners. Es schien ihr sogar, als hätte sie der Diener im Scheine der Autolampe von oben bis unten gemustert und dann leise und spöttisch gelächelt. Als sie auf die mächtige Flucht von Fenstern sah, griff sie unwillkürlich nach ihrem Herzen. Alle Fenster waren erleuchtet . . ., sie sah Schatten an den Fenstern, als ob Paare tanzten, und dann . . .

Nein, sie täuschte sich nicht . . . .

Die Klänge einer Jazband ertönten hinter diesen Fenstern.

Ein Fest . . .

Ihre Stimme zitterte leise

Der Diener stutzte . . . sah, daß ihr Fuß stockte . . .

Er deutete das falsch . . . trat dicht an sie heran, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte treuherzig: „Mädel, ich sehe es dir an, du bist noch nicht verdorben . . ., hast ein gutes, braves Gesicht . . ., ich rate dir, gehe nicht da hinauf . . ., diese Windermeeres und ihre Feste . . . Du bist zu gut für die da oben. . . . sie werfen dich fort . . ., wenn . . .“, er sprach nicht weiter . . .

Sah plötzlich das maßlose Erstaunen in ihrem Gesicht.

Und deutete es wieder falsch . . . fast eifrig sagte er . . .

„Da hinten ist eine Taxe, ich will sie heranpfeifen . . ., fahr nach Hause . . ., ich weiß nicht, wie du zu einer Einladung von denen da oben gekommen bist . . ., aber gehe solchen Einladungen aus dem Wege . . ., du wirst einmal einen tüchtigen und anständigen Mann heiraten, und das wäre alles vorbei, wenn du mal dort oben gewesen wärst . . . . er machte wirklich Miene, die leise herangleitende Taxe abzustoppen.

Violet standen Tränen in den Augen.

Tränen des Zorns und der Scham.

Konnte sie diesem Mann zürnen?

Nein, er meinte es gut . . .

Aber dort oben . . . .

Ah, es waren Schufte . . . Schufte . . . und sie hatte den gleichen Namen, das gleiche Blut . . . .

In diesem Augenblick sah sie das edle Gesicht Wilhelm Schrötters vor sich . . . Wie hatte er gesagt . . .?

Das Gesetz der Menschlichkeit kann jeder handhaben . . .

In diesem Moment dankte sie Gott, daß Schrötter nicht bei ihr war, sie hätte ja vor Scham in den Boden sinken müssen . . .

Man sagte von Schrötter, er sei ein Verbrecher . . .

Aber sie hatte diesen Verbrecher nur Taten eines Gentleman ausführen sehen . . .

Das da oben waren Gentlemen . . ., aber ihre Taten waren die von Verbrechern . . .

Gut, wenn du nicht willst! Du wirst es bereuen . . ., sagte der Diener, der ihr Zögern bemerkt hatte. Er schritt schnell voran.

Ein neues Auto glitt heran.

Als Violet sich umsah, stiegen zwei Frauen aus dem Auto.

Sie lachten frech . . . scheinbar waren sie schon angetrunken.

Sie tänzelten auf das Palais zu . . . eine Parfumwolke fegte vor ihnen her . . . und als sie den schwer getäfelten Vorraum betraten, glitt sie zur Seite . . . drückte einen geheimen Knopf . . . in der Wand tat sich eine geheime Türe auf . . .

„Aber . . ., aber . . ., was . . . was ist das . . .“, stammelte der Diener, der sie bisher geleitet hatte . . .

Violet lächelte mit blutlosen Lippen.

„Sagen Sie den beiden Baronets Windermeere ihre Schwester sei gekommen und erwarte sie in der große Galerie . . .“

Sie sah das völlig bestürzte Gesicht des Dieners.

Klar und deutlich stand ihr plötzlich vor Augen . . .

Nicht das Blut adelt den Menschen . . ., sondern seine Gesinnung.

„Wie heißen Sie?“

„Fred Miller! Ah, Sie wollen mich verraten . . ., meine Worte . . . denken Sie daran . . . ich habe eine Frau und Kinder zu Hause . . .“

„Ich werde Sie nicht verraten, sondern . . . ich danke Ihnen sogar, Sie sind ein guter Kerl . . ., ich will mir Ihren Namen merken . . ., vielleicht kann ich Ihnen einmal danken . . .“

Die Geheimtür klappte hinter ihr zu. . . .

Miller sah nichts mehr, als die dunkle, getäfelte Wand.

So geschickt war die Türe angebracht, daß Miller nicht einmal mehr sagen konnte, wo sie gewesen war . . . Er schüttelte den Kopf.

(Fortsetzung folgt)

Der Narr auf der Tofana

Skizze von F. Liesegang

Betriebsleiter Dirksen war über seine Arbeit am Schreibtisch gebeugt und antwortete auf das leise Pochen an der Tür mechanisch „Herein!“ Er sah überrascht auf, als Fräulein Magnus vor ihm stand.

„Verzeihen Sie die Störung, Herr Dirksen — ich wollte mich verabschieden. Morgen beginnt mein Urlaub.“

Er nickte freundlich: „Und wohin soll die Reise gehen?“

Sie blickte ihm frei ins Gesicht: „Welche Frage! Wie alle Jahre: zur Tofana.“

„Nun, ich glaubte, einmal würden Sie — auch dieses Weges müde werden.“

Erika Magnus schüttelte abwehrend den blonden, schlicht gescheitelten Kopf. „Es käme mir wie Verrat vor, wollte ich einmal das Grab meines Verlobten nicht in jedem Jahre einmal mit Blumen schmücken, die ich ihm selber bringe.“

„Es ist aber schon lange her, seit Ihr Verlobter dort im Kriege fiel. Einmal muß auch die schwerste Wunde vernarben.“

„So sagt man wohl. Gewiß, es ist lange her. Manchmal aber ist mir, als sei es erst gestern oder vorgestern gewesen.“

Er schwieg einen Augenblick, gab ihr dann die Hand und sagte leise und herzlich: „Ich wünsche Ihnen gute Reise.“

Aufrecht, ohne Ziererei ging sie hinaus, zog die Tür behutsam hinter sich zu.

So war ihr ganzes Wesen: schlicht, behutsam, bestrebt, niemandem wehe zu tun. Vor zehn Jahren war sie in die Betriebsverwaltung eingetreten, still, arbeitsam ihren Weg gegangen. Ihr Leben lief wie ein Uhrwerk ab. Jedes Jahr aber, wenn ihr Urlaub kam, reiste sie in die schroffe Bergwelt der Tofana an ein einsames Grab. —

Wie alljährlich, wurde sie am Bahnhof von Cortina d'Ampezzo von Ricardo erwartet. Er brachte ihr das Gepäck bis zum nächsten Gebirgsdorf, wo sie in einem kleinen Gasthaus für die Ferientage Unterkunft fand. Vor neun Jahren hatte sie Ricardo als etwa dreizehnjährigen aufgeweckten Buben kennen gelernt, der für kargen Sold Bergziegen und Schafe hütete. Er wußte jeden Pfad in dieser Bergwildnis. Er kannte die Stellen, an denen Edelweiß und Enzian ihre schönste Pracht entfalteten.

Zum ersten Male bemerkte Erika, daß es nicht mehr der Bub von einst war, der vor ihr stand, sondern eine schlanke, sehnige, kräftig gebräunte Gestalt, die ihr zu herzlichem Willkomm die Hand bot und ihr das Gepäck abnahm. Erika fühlte sich zuerst ein wenig befangen, fand aber bald die ungezwungene Sprache wieder, fragte nach den Seinen, nach dem alten Wirt und vielen Dingen, die ihr gerade einfielen. Nach vierstündiger Wanderung, die ihr durchaus nicht schwer fiel, erreichte man das Gasthaus. Alles war nett und sauber vorbereitet; Erika fand ihr Zimmer wie sonst, hell, freundlich, und auf dem kleinen Tisch einen herrlichen Strauß Edelweiß.

Natürlich Ricardos Werk! Sie streckte ihm dankbar die Hand hin: „Schade, Ricardo! Draußen im Freien nehmen sie sich noch schöner aus. Aber es war so gut gemeint —“

Seine Augen leuchteten auf, keinen Blick ließ er von ihr, als sie sich daran machte, ihre Sachen auszupacken.

„Weißt Du, Ricardo, die Blumen werden wir mit nach oben nehmen.“

Der Glanz in seinen Augen erlosch, er fragte leise: „Wann geht es hinauf?“

Sie überlegte: „Morgen will ich mich noch ein wenig verschnaufen. Sagen wir also: übermorgen um fünf Uhr.“

Er zögerte. „Fünf Uhr ist etwas zu spät. Um zehn Uhr sind wir dann erst am Einstieg, und um die Zeit ist es mit dem Steinschlag besonders arg. Besser um vier Uhr —“

Sie nickte: „Also um vier Uhr.“

— — — — — — — — — —

Endlich war das breite Felsband erreicht. Von hier aus wurde in gefahrloser Kletterei der kleine Grat erklommen, auf dem man schon von weitem ein kleines weißes Holzkreuz herüberleuchten sah. Jäh stürzten die Felswände zweihundert Meter in die Tiefe — aber Erika kannte keine Furcht. Hier war ihre zweite Heimat, denn jenes Grab barg das, was ihr einst das Liebste gewesen.

Sie legte einen Strauß blutroter Rosen, den Ricardo für sie von Cortina geholt hatte, auf den kleinen Hügel, auch die prächtigen Edelweißsterne. Lautlos bewegten sich Erikas Lippen. Ricardo stand verlegen daneben, drehte unschlüssig seinen Hut, preßte die Lippen zusammen. Allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf . . .

Endlich wandte sich Erika zum Gehen. Unvermittelt wandte er sich um: „Erika — soll es immer so bleiben zwischen uns?“ Sie sah ihn erstaunt an. „Sei nicht böse — aber meine Sehnsucht ist mit mir gewachsen. Ich bin ja nicht mehr der arme Hirtenjunge. Ich habe gedarbt und gespart und kann an ein eigenes Heim denken, nur —“

Er faßte nach ihrer Hand — die entzog sie ihm mit hartem Ruck. „Ricardo — kein Wort davon! Es soll immer so bleiben.“

Wortlos richtete er seine dunklen Augen auf sie, durchdringend. Sein Gesicht kam ihr näher, namenlose Angst schnürte ihr die Kehle zu — sie schlug ihm ins Gesicht.

Er verzog keine Miene, aber in seinen dunklen Augen war ein zorniges Flackern. Schweigend machten sie sich an den Abstieg.

— — — — — — — — — —

Erst dachte Erika daran, sofort abzureisen. Ohne Gruß hatte sich Ricardo entfernt, und sie grübelte, ob sie ihm nicht unrecht getan. Aber besser war es, törichte Träume mit herber Hand zu zerstören, als sie durch Unentschlossenheit zu nähren. Sie hatte in ihrer Abgeschiedenheit vergessen, daß Knaben zu Männern werden. Doch es war nicht ihre Art, feige zu flüchten. So blieb sie. Auch ohne Ricardos umsichtige Führung unternahm sie einsam Wanderungen in die zerklüftete Tofana.

Als eines Abends die Dunkelheit anbrach, war sie nicht zurückgekehrt. Der besorgte Wirt ließ Ricardo rufen, doch der zuckte kühl abweisend mit den Achseln: „Sie wollte es eben nicht anders.“

Lange blieb er auf der alten Holzbank vor dem Gasthause sitzen, als kämpfe er mit sich einen schweren Kampf. Endlich erhob er sich und rief dem Wirt durch das halb geöffnete Fenster zu: „Ich will nachschauen, wo sie ist.“

Den mittleren Turm der Tofana hatte Erika aufgesucht; der war ein heimtückischer Gesell. Wer den rechten Anstieg verfehlte, kam in größte Gefahr.

Ricardo prüfte sorgfältig Seil und Steigeisen, nahm auch die Windlaterne mit, um noch vor Tagesanbruch recht nicht unter den Grat zu kommen. Er wünschte seinen Füßen Flügel — aber es wäre töricht gewesen, die Kraft vorher zu verschwenden. Von Zeit zu Zeit rief er ihren Namen in die Dunkelheit. Kein Echo klang zurück. Nach stundenlangem Anstieg hatte er ein breites Kriechband erreicht, seilte sich an und wartete auf die Dämmerung, um seinen Weg fortzusetzen. Unablässig suchte sein geübtes Auge die Felswände ab . . . Da entdeckte er Erika auf einem schmalen Felsvorsprung. Ihm schlug das Herz. Er schrie ihren Namen — die Gestalt bewegte sich.

Fieberhaft überlegte Ricardo. Von jenem Felsvorsprung gab es kein Zurück; nur vom Grat her konnte er sie mit dem Seil erreichen. Endlich, nach mühsamer Kletterei, hatte er ihn erreicht, sicherte das Seil und rief ihr zu, sie möge sich anseilen. Doch die eisige Kälte der Nacht hatte ihre Kräfte erschöpft. Bald stand er neben ihr auf dem schmalen Bande, das kaum für einen Raum bot.

Sie blickte ihn mit mattem Lächeln an. „Komm, Erika! Du mußt Dich zusammennehmen.“

Er seilte sie an, schlang kunstgerecht den Knoten. Der Duft ihres Haares betäubte ihn — er hauchte einen Kuß auf ihren erschöpften Mund. Das jagte ihr Flammen in die Wangen: „Nicht — um diesen Preis!“

Ricardo biß die Lippen zusammen. „Dann um einen anderen —“ Fest stemmte er sich gegen die Felswand, eiserner Wille gab ihm Riesenkräfte. Wie eine weiße Feder schwebte Erikas Körper an der grauen Wand empor. Ihre Energie erwachte wieder — mit letztem Wollen überwand sie die Felskante, sank neben dem Felsblock nieder, um den Ricardo das Seil schlang.

Und wartete auf Ricardo.

Sie wartete lange, lange. Zog am Seil — ohne Widerstand kam es herauf, nur die Windlaterne hing daran, und in ihrem Gehäuse lag ein kleiner Zettel mit schwer leserlichen Worten: „Dann um diesen Preis. Der Narr auf der Tofana.“

Lange starrte Erika in die wunderliche Bergwelt um sie her, alles war wie ein böser Traum.